PETER HENRICI

Erlebte Kirche

Von Löwen über Rom nach Zürich

EDITION NZN
BEI TVZ

Erlebte Kirche

PETER HENRICI

Erlebte Kirche

Von Löwen über Rom nach Zürich

Herausgegeben von Urban Fink
Mit einem Geleitwort von Christian M. Rutishauser SJ

EDITION NZN
BEI TVZ

Für meine lebenden und verstorbenen Zürcher Freunde, die mir geholfen haben, Kirche zu leben.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für
Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016--2018 unterstützt.

Die Deutsche Bibliothek – Bibliografische Einheitsaufnahme
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über www.dnb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung: Mario Moths, Marl, unter Verwendung
einer Fotografie von Christoph Wider/Forum
Satz und Layout: Mario Moths, Marl
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

ISBN: 978-3-290-20163-0

2018 Theologischer Verlag Zürich
www.edition-nzn.ch

Alle Rechte vorbehalten

Geleitwort

2018 ist für Peter Henrici ein besonderes Jahr: 90. Geburtstag am 31. März, 25 Jahre Weihbischof am 31. Mai, und die Priesterweihe jährt sich am 23. Juli zum 60. Mal. Ich freue mich, dass anlässlich dieser Jubiläen Texte von Peter Henrici publiziert werden, die sich allesamt Erlebnissen und Erfahrungen mit der Kirche verdanken. Sie werden einer breiten Leserschaft ein anschauliches Zeugnis geben, wie er Kirche erlebt hat: in Begegnungen, in kirchlichen Ereignissen, in der täglichen Arbeit mit den kirchlichen Strukturen, in der theologischen Reflexion, in Liturgie und diakonischen Projekten usw. Seine biografisch geprägten Texte sind inspirierend und zugleich eine willkommene Korrektur für eine Zeit, in der das Christsein von Individualismus geprägt ist, das Gemeinschaftsleben vielen schwerfällt, man kirchlichen Strukturen mit Misstrauen begegnet und viele die Kirche nur noch über die Medien wahrnehmen. Das vorliegende Buch lässt die Lebensgeschichte eines Zürcher Katholiken sichtbar werden, der sich für Ordensleben und Priestertum entschieden, Weltkirche erlebt und mitgeprägt hat und sich mit reicher Erfahrungen in den Dienst der Kirche Schweiz stellt. Mit seinem 36 Jahre langen Wirken als Philosophieprofessor, als Dekan an der Universität Gregoriana, als Institutsgründer und als vatikanischer Berater ist Peter Henrici ein «intellektueller Römer» geworden. So spricht er gerne mit einem Augenzwinkern von «meiner Gregoriana». Doch gerade seine Gedanken zum dualen Kirchensystem in Zürich und seine sensiblen Ausführungen zur Ökumene in diesem Band zeigen,

wie er die konkrete Situation in Zürich nach seiner Rückkehr in die Schweiz wahrnahm und auf sie angemessen reagieren konnte. Weltkirchliches und Lokalkirchliches finden bei ihm zusammen, ganz wie es dem Geist eines Jesuiten entsprechen soll.

Natürlich war die Ernennung von Peter Henrici zum Weihbischof in der Diözese Chur 1993 eine grosse Überraschung. Jesuiten sollten von der Gründungsidee des Ordens her nicht Bischöfe werden. Vielmehr war die Intention des Ignatius von Loyola, eine Gesellschaft zu gründen, die im Dienste des Papstes steht und ein fruchtbares Gegenüber der Bischöfe werden sollte. Jesuiten sollten nicht unter der Leitung der Bischöfe, sondern mit ihnen zusammen auf der ganzen Welt für die Einheit der Kirche wirken. Doch schon früh wurden Jesuiten als Bischöfe eingesetzt, brachten sie ja durch die Spiritualität ihres Ordens beste Voraussetzungen dafür mit. Dass eine solche Ernennung aber in der Schweiz möglich war, wo die Jesuiten erst gerade zwanzig Jahre zuvor, nämlich 1973, verfassungsrechtlich wieder zugelassen wurden, grenzte an ein kleines Wunder. Seitens der reformierten Kirche kamen auf alle Fälle keine Proteste. Dass die Zusammenarbeit zwischen Weihbischof Henrici und Ruedi Reich, dem reformierten Kirchenratspräsidenten des Kantons Zürich, besonders fruchtbar werden sollte, konnte ja noch niemand wissen. Mein Vorgänger im Provinzialsamt, Pater Pierre Emonet, schrieb denn auch angesichts der Bischofsernennung von Henrici allen Mitbrüdern der Schweizer Jesuitenprovinz, er sei «überrascht und erfreut». Vor allem aber sei dieser päpstlichen Wahl zuzustimmen, weil der Orden damit einen Beitrag zur Versöhnung im Bistum Chur leisten könne. Dazu zitiert er Petrus Canisius, den bedeutenden Jesuitentheologen der zweiten Generation: «Je schwieriger und verzweifelter die Ereignisse scheinen, umso mehr ist es unsere Aufgabe, eine Hilfe anzubieten, da wir der Gesellschaft Jesu angehören und uns für die Kirche einsetzen müssen.» Die Verfügbarkeit seiner Mitbrüder für den je grösseren, im Augenblick dringenden und selbstlosen Dienst an den Menschen und an der Kirche, war Ignatius von Loyola in der Tat ein Herzensanliegen.

So zeugt die Übernahme des Bischofsamts und dessen engagierte Gestaltung durch Peter Henrici von echtem jesuitischem Geist. Sie ist Frucht innerer Freiheit, die gerade in den Exerzitien des Ordens immer wieder eingeübt wird. Eine philosophische Laufbahn und Professur an der Gregoriana in Rom und alles, was damit zusammenhängt, loszulassen, um als Weihbischof in einer zerrissenen Diözese und in einer Reformationsstadt zu wirken, dürfte sich Henrici kaum je erdacht haben.

Inzwischen ist es nicht nur denkbar, sondern sogar Realität geworden, dass ein Jesuit auch Papst, Bischof von Rom, sein kann. Die Zeiten haben sich geändert. Umso wichtiger ist es, dass sich alle Glieder der Kirche ihrer tiefen geistlichen Berufung bewusst werden. Wenn aber ein Reich oder eine Familie in sich gespalten ist, wie Jesus lapidar in Erinnerung ruft (Mk 3,24f.), kann es oder sie keinen Bestand haben. Für Zusammenspiel und Einheit und, wo notwendig, für Versöhnung und Neuanfang, hat unser Jubilar als Jesuit und Weihbischof immer gelebt. Das wird auch die Aufgabe jedes neuen Bischofs sein, der der Diözese Chur vorsteht.

P. Christian M. Rutishauser SJ, Provinzial der Schweizer Jesuiten

Ein Wort zuvor

Vom Philosophiehistoriker mit theologischen Interessen wurde ich in einer schwierigen kirchlichen Situation völlig unerwartet zum Weihbischof und Generalvikar wegbefördert. Das führte mich dazu, mir Gedanken zu machen über mein Kirchenverständnis und meine Kirchenerfahrung. Als «Vertreter der Kirche» wurde ich öfters eingeladen, mich zu verschiedenen aktuellen Themen zu äussern. Und in der Verantwortung für ein Stück Kirche in der Schweiz musste ich mich mit der gegebenen komplexen Situation auseinandersetzen.

Als eine Art Rechenschaftsbericht wage ich es, hier einige Früchte meiner Kirchenerfahrungen vorzulegen. Es sind keine gelehrten Abhandlungen, nur schlichte Erlebnisberichte. Ich hatte sie seinerzeit «sine ira et studio» aufgezeichnet, ohne auf jemanden oder auf irgendetwas zornig zu sein, aber auch ohne dass ich die Zeit und die Musse gehabt hätte, die Fragen vertieft zu studieren.

Mein grösstes kirchliches Erlebnis war zweifellos das II. Vatikanische Konzil. Ich konnte es in Rom aus nächster Nähe beobachten. Es hat mir bestätigt und vertieft, was ich wenige Jahre zuvor im Theologiestudium in Eegenhoven-Löwen als zeitgemässe Theologie kennen gelernt hatte.

Ein noch lebendigeres Bild der Kirche zeigte sich mir in der Begegnung mit Menschen, die ihr Leben ganz in den Dienst der Kirche gestellt hatten. Einiges davon versuchte ich später stichwortartig festzuhalten.

Als neugebackener Generalvikar in Zürich wollte ich dann, dreissig Jahre nach dem Konzil, in einer Reihe kurzer Artikel im Zürcher Pfarrblatt mein Verständnis einer nachkonziliaren Kirche zeichnen. Es sollte als Grundlage dienen für die Verständigung mit den Priestern und Gläubigen in Zürich.

In den folgenden Zürcher Jahren war ich jedoch mehr lernend und empfangend als lehrend und gebend. Neue Arbeitsbedingungen und mancherlei Anfragen erweiterten den Horizont. Daraus ergaben sich Überlegungen über die Kirche heute.

Entscheidend und prägend war vor allem das doppelte Umfeld des schweizerischen staatskirchenrechtlichen Systems und die ökumenische Nachbarschaft mit der evangelisch-reformierten Zürcher Landeskirche. Es hat mich und meine Zürcher Zeit geprägt. Meine Versuche, dieses Umfeld zu würdigen, mögen hier als Dank für viele bereichernde Erfahrungen stehen.

Eine erlebte und erlebbare Kirche trägt viel Menschliches an sich. Das wirkt manchmal komisch, und gelegentlich ärgert es. Doch erst durch dieses Menschliche wird die Kirche wirklich liebenswert.

Auf freundschaftlichen Druck hin habe ich mich entschlossen, neben unveröffentlichten Texten auch bereits publizierte Beiträge in diesem Buch wiederabdrucken zu lassen, die ich aus einem zeitlichem Abstand heraus mit Einleitungen ergänzt und, wo nötig, überarbeitet habe.

Weil es sich um Artikel oder Vortragstexte handelt, die bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden sind, liessen sich inhaltliche Wiederholungen nicht ganz vermeiden. Doch das bringt den Vorteil mit sich, dass jeder Beitrag, in beliebiger Reihenfolge, je für sich gelesen werden kann.

Für das Entstehen dieses Buches geht mein ganz herzlicher Dank an Markus Zimmer vom Verlag NZN bei TVZ und an meinen ehemaligen Sekretär Dr. Urban Fink für die grosse Mühe, die sie sich mit meinem Geschreibe und mit der Bildbeschaffung machten. Ich hoffe ihnen nicht allzu viel Ärger bereitet zu haben. Mein Dank gilt auch all den Vielen, die den Nachdruck dieser Texte und Bilder erlaubt haben, sowie der

Zürcher Kantonalkirche und dem Bistum St. Gallen für die gewährten Druckkostenzuschüsse.

Vielleicht können meine Berichte dazu anregen, selbst Kirche zu erleben, mit ihren schönen und ihren ärgerlichen menschlichen Seiten.

Brig, den 23. Juli 2018 + *Peter Henrici SJ*

INHALT

Geleitwort von Provinzial Christian Rutishauser SJ 5
Ein Wort zuvor 8

I. ERLEBNIS KONZIL 15
1. Das Heranreifen des Konzils in der Vorkonzilstheologie 17
2. Wie ich das Konzil erlebt habe 31
3. Was brachte das II. Vatikanische Konzil Neues? 39
4. Das andere Rom 58

II. BEGEGNUNGEN MIT MENSCHEN DER KIRCHE 61
1. P. Richard Gutzwiller SJ 61
2. Der Privatsekretär Papst Pius' XII., P. Robert Leiber SJ 63
3. P. Karl Rahner, Theologe und Seelsorger 65
4. Chiara Lubich, ein Geschenk Gottes für die Kirche 67
5. Carlo Maria Martini, Jesuit, Diener des Wortes Gottes und Kardinal 68
6. Erinnerungen an Papst Paul VI. 75
7. Meine Begegnungen mit Papst Johannes Paul II. 78
8. Papst Benedikt und seine Kurie 80

III. VERSUCH EINES NACHKONZILIAREN KIRCHENBILDES 85
1. Was die Kirche ist 85
2. Was die Kirche tun soll 90
3. Wie sollen wir als Kirche leben? 97
4. Vom Konzil zur Neuevangelisierung 101

IV. ANFRAGEN AN DIE KIRCHE 105
1. Gibt es einen katholischen Fundamentalismus? 105
2. Kirche als Kommunikation 117
3. Die Geburt der Universität aus dem Geist der Kirche – und was daraus geworden ist 131
4. Ein alternatives Führungsmodell globaler Aktivität: die katholische Kirche 145
5. Religion und Selbstverantwortung in katholischer Sicht 152

V. KIRCHE UND STAAT IN DER SCHWEIZ 161
1. Die Zukunft der Kirche in der Schweiz im Licht des II. Vatikanischen Konzils 161
2. Kirche und Staat in der Schweiz 177
3. Zur Partnerschaft zwischen Kirche und Staat im Kanton Zürich 185
4. Volkskirche als Schicksal. Kirchen im postkonfessionellen Zeitalter aus katholischer Sicht 194
5. Missverhältnisse in kirchlicher Kommunikation in und mit der Deutschschweiz 200

VI. ÖKUMENISCHE NACHBARSCHAFT. MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN 211
1. Predigt zum Reformationssonntag 212
2. Der «Ökumenebrief» von 1997 217
3. Ablasspredigt in der Luther-Kirche 224
4. Die grössere Ökumene 233
5. Ein christlich-brüderlicher Freund: Kirchenratspräsident Ruedi Reich 239

Anmerkungen
Bibliografische Angaben zu den im Buch zitierten Schriften 245
Nachweis allfälliger Erstveröffentlichungen 251
Fotonachweis 253
Glossar 254
Personenregister 258

I. ERLEBNIS KONZIL

Das II. Vatikanische Konzil samt seiner Vorbereitungszeit war zweifellos mein grösstes und wichtigstes Kirchenerlebnis, aber beileibe nicht das einzige. Schon in meiner Jugend erlebte ich Kirche in der 1933 gegründeten Bruder-Klausen-Pfarrei. Ich wurde dort am 21. Februar 1937 gefirmt, woran ich mich noch lebhaft erinnere, und empfing am 4. April 1937 die erste Kommunion, worauf ich in den Ministrantendienst eintrat. Wenn wir nicht am Altar waren, versuchten wir älteren Ministranten, der Gemeinde die «liturgische Bewegung» nahezubringen: Richtiges Aufstehen, Hinsetzen und Niederknien, und wir brachten den Pfarrer auch dazu, die Kommunion nicht nur vor, während und nach der Frühmesse auszuteilen, sondern auch im Hochamt und in der Spätmesse. Dort traf mich auch bei einer Predigt wie ein Blitz die Gewissheit meiner Berufung zum Dienst in der Kirche.

Als ich dies Jahre danach meinen Eltern mitteilte (es war, wie ich später bemerkte, der zehnte Jahrestag meiner Firmung), meinten sie, ich müsse zuerst ein Stück Welt sehen. Da gerade wieder Auslandsreisen möglich waren, reisten wir mit einer grossen Gruppe katholischer Studenten und Studentinnen auf Ostern hin für drei Wochen nach Florenz und Rom (eine Nachtreise von Mailand nach Florenz und eine weitere Nachtreise von Florenz nach Rom). Das öffnete meine Augen für die Kunst und die Geschichte der Kirche. Ein besonderes Erlebnis war die Karsamstagsfeier im Lateran mit einer frühmorgendlichen Prozession vom Baptisterium zur Kirche und Weihen von der Tonsur

bis zur Priesterweihe, durchgestanden von morgens fünf Uhr bis nachmittags um zwei. Es war mein absolut längster Gottesdienst. Ende Juli fuhr ich dann mit meiner Mutter zur «Semaine Sociale» nach Paris, wo ich die für mein späteres Leben so wichtige Bekanntschaft mit P. Henri de Lubac und mit der Familie Maurice Blondels machte.

Der Eintritt ins Noviziat brachte eine neue Erfahrung. Zum ersten Mal lebte ich in einer ausschliesslich katholischen Umgebung, und wir verstanden uns selbst als Kirche, im Sinn von *Mystici Corporis*, unterstützt durch Balthasars *Augustinus. Das Antlitz der Kirche*. Die Kirche der Reformationszeit erlebte ich indirekt im *Memoriale* Peter Fabers, des ersten Jesuiten in Deutschland. Zehn Jahre später habe ich es dann aus den Manuskripten ins Deutsche übersetzt. Es wurde mein zweites Schicksalsbuch.

Der Übergang in das Philosophiestudium im nachkriegsgeprägten Pullach bei München war eine kalte Dusche. Wir wurden in Latein und in Thesenform in die damals übliche neuscholastische Philosophie eingezwängt, glücklicherweise in ihrer relativ aufgeschlossenen Form des «transzendentalen Thomismus» eines Joseph Maréchal. Was mich in jenen drei Jahren geistigerweise am Leben hielt, waren die zwölf Bände der Briefe des heiligen Ignatius, die ich durchackerte, und mehr noch die *Action* von Maurice Blondel, die mir P. Johann Baptist Lotz in einer hektografierten zweibändigen Ausgabe in die Hände drückte, die noch schwerer durchzuackern war. Sie wurde zu meinem ersten und wichtigsten Schicksalsbuch.

Von der Weltkirche drang nur wenig hinter die Mauern unserer geschlossenen Welt. Zunächst die etwas verstörende Botschaft der Enzyklika *Humani generis*, die manches, was wir gelernt oder gedacht hatten, unter Verdacht zu stellen schien. Zugleich aber erlebten wir auch, dass es in unserer alten Kirche unerwartet Neues geben konnte: Die Dogmatisierung der Aufnahme Marias in den Himmel, die uns P. Karl Rahner, tiefsinnig und überfliegend wie immer, nahezubringen suchte, und an Ostern 1951 konnten wir die Ostervigil in erneuerter Form und unter kundiger Anleitung durch P. Jungmann erstmals am Abend des Karsamstags feiern und nicht

mehr wie bisher am frühen Karsamstagmorgen. Was das für die Zukunft bedeuten konnte, war uns allerdings nicht klar.

Nach dem philosophischen Lizentiat folgte ein Zwischenspiel in Rom als Studienbegleiter im Collegium Germanicum et Hungaricum. In jenen drei Jahren schrieb ich meine philosophische Doktorarbeit *Hegel und Blondel* und übersetzte das Buch von Jean Daniélou *Essai sur le Mystère de l'Histoire* ins Deutsche. Beides brachte mich, neben manchen römischen Erlebnissen, in Kontakt mit jener Theologie, die im Konzil wirksam werden sollte, und die ich dann in meinem Theologiestudium vertiefen konnte. Davon will der nachfolgende erste Beitrag berichten.

1. Das Heranreifen des Konzils in der Vorkonzilstheologie

Das Theologiestudium absolvierte ich 1955–1959 an der Jesuitenfakultät St. Albert de Louvain in Eegenhoven-Louvain. Den Geist, der dort herrschte, suche ich in den folgenden Seiten einzufangen.

Freund und Feind verstanden das II. Vatikanische Konzil als grossen Umbruch. Der einen Seite galt «vorkonziliar» als Tadel, der andern «nachkonziliar». Auf beiden Seiten nahm man an, dass sich in unserer Kirche und in unserer Theologie durch das Konzil etwas Grundlegendes geändert habe. An dieser landläufigen Sichtweise kann theologisch gesehen etwas nicht ganz stimmen. Ein Konzil soll seinem Wesen nach nicht grundstürzende Neuerungen in die Kirche einführen; es soll vielmehr den überkommenen Glauben neu bezeugen, wenn Irrlehren aufgetreten sind, oder es will in einer kirchlichen Notsituation entsprechende Verhaltensregeln geben. Das II. Vatikanum antwortete weder auf eine kirchliche Notsituation, noch formulierte es irgendwelche Verurteilungen oder neue Dogmen. In dieser Hinsicht nimmt es in der Geschichte der Konzilien eine Sonderstellung ein. Nach der programmatischen Eröffnungsrede Johannes' XXIII.

sollte es, zukunftsgerichtet, die Errungenschaften unserer Zeit nutzen, um «die sichere und beständige Lehre, der gläubig zu gehorchen ist, so zu erforschen und auszulegen, wie unsere Zeit es verlangt».

Die Konzilsväter mussten sich somit in ihrer Arbeit auf das abstützen, was der Kirche und der Theologie in den Jahrzehnten vor dem Konzil zugewachsen war. Meiner Wahrnehmung nach bestand die Leistung des Konzils vor allem darin, dass es diesen Entwicklungen einen offiziellen, lehramtlichen Status gab, und zwar nicht zuletzt auch jenen Entwicklungen, die noch kurz zuvor unter dem Verdacht gestanden hatten, vom rechten Glauben

abgewichen zu sein. Darin bestand das für manche überraschend «Neue» des Konzils. Diese These möchte ich hier durch meine persönlichen Erlebnisse mit der Theologie der Vorkonzilszeit stützen.

I.

Allem voran: Die Aussagen des Konzils klangen für uns, die wir unsere theologischen Studien in der unmittelbaren Vorkonzilszeit und nicht in Rom gemacht hatten, keineswegs überraschend oder gar umwälzend neu. Ganz überraschend kam für uns dagegen am 25. Januar 1960 die Ankündigung eines II. Vatikanischen Konzils. Zwar war allen bewusst, dass das I. Vatikanum keinen geordneten Abschluss gefunden hatte und nur durch den Einmarsch der italienischen Truppen in Rom unterbrochen worden war. Nur wenige wagten zu hoffen, dass dieses offen gebliebene Konzil einmal vervollständigt und zu seinem Ende geführt würde. Die überwiegende Meinung ging dahin, dass die im I. Vatikanum definierte päpstliche Unfehlbarkeit die Einberufung eines Konzils für alle Zukunft überflüssig gemacht habe. Von der Absicht Papst Pius' XII., eine abschliessende zweite Sitzungsperiode des I. Vatikanums einzuberufen, wusste damals praktisch niemand.

Rückblickend müssen wir jedoch sagen, dass Pius XII. der erste Wegbereiter des II. Vatikanums war, einerseits durch die grosse Kardinalsernennung an Weihnachten 1946, die das Kollegium der Papstwähler erstmals wirklich international werden liess, und durch die Berufung von Erzbischof Giuseppe Roncalli, der

keineswegs als hervorragende Figur im päpstlichen diplomatischen Corps galt, zum Nuntius in Paris, was ihn, folgerichtig, als Patriarchen nach Venedig und zum Kardinalat führte. Anderseits und noch entscheidender durch die Reformschritte, die der Papst mit seinen drei wichtigsten Enzykliken, *Mystici Corporis* für das Kirchenverständnis, *Divino afflante Spiritu* für die biblischen Studien und *Mediator Dei* für die Erneuerung der Liturgie vorgezeichnet und eingeleitet hat. Sie geben bereits die drei grundlegenden Stossrichtungen des Konzils an.

Die letzte dieser drei Enzykliken hat als erste sichtbare Auswirkungen gezeitigt. Auf die schon erwähnte Erneuerung der Osternacht folgten viele kleinere Neuerungen: die Erlaubnis, Abendmessen zu feiern, die Erleichterung der eucharistischen Nüchternheit (was den Kommunionempfang in Spätmessen ermöglichte), die neue, von P. Augustin Bea besorgte, viel verständlichere lateinische Psalmenübersetzung sowie mehrere Vereinfachungen des Breviergebets. Nach meiner Diakonatsweihe 1958 konnte ich das Brevier bereits in dieser neuen und kürzeren Form beten. Doch schon Mitte der fünfziger Jahre hatte uns der gleiche P. Bea versprochen, die Liturgiereform (die u.a. auch eine neue Leseordnung vorsah) werde in spätestens fünf bis sechs Jahren abgeschlossen sein. Sie war somit für uns Theologiestudenten so wenig etwas umwerfend Neues wie später für die Konzilsväter, die ihre Arbeit deshalb mit der Liturgiereform begannen.

II.

Neu und gewöhnungsbedürftig war für uns, die wir in einem traditionellen Katholizismus gross geworden sind, vielmehr etwas anderes, die Begegnung mit geschichtlichem Denken. Gleich zu Beginn der Studien wurden wir mit der Frage der Dogmenentwicklung konfrontiert. Sie war das zentrale Thema in der eng mit der Ekklesiologie verknüpften Fundamentaltheologie. Den theologisch tiefer Interessierten empfahl dann der Studienpräfekt, P. Léopold Malevez, als erste theologische Lektüre die ersten Kapitel von Henri de Lubacs *Surnaturel,* das damals für Jesuitenstudenten eigentlich ein verbotenes Buch war, und als

nächstes de Lubacs *Corpus Mysticum,* um einen Sinn dafür zu bekommen, wie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Kontext scheinbar gleichlautende Aussagen theologisch einen ganz anderen, ja entgegengesetzten Sinn haben konnten. Noch verstörender war zu Beginn der Studien die Begegnung mit der historisch-kritischen Schriftauslegung. «Eine einzige Tatsache ist mehr wert als ein ganzer Himalaya von Syllogismen», pflegte unser Alttestamentler, P. Wilfried Lambert, zu wiederholen, und er führte uns in Abendvorträgen in die Archäologie des alten Orients ein. So lernten wir, die Bibel nicht als Geschichtsbuch zu lesen, sondern als eine Sammlung von literarischen Werken mit geschichtlichem Hintergrund. Diese Sicht hat mir später für meine Predigten viel geholfen. Mit dieser Einübung in geschichtliches Denken antwortete die Fakultät auf die dringendste theologische Frage der Zeit. Seit den noch nicht völlig abgeschlossenen Auseinandersetzungen um den Modernismus stand das Problem der Geschichtlichkeit und der historischen Methoden auf der Tagesordnung. Jene Schrift aus den ersten Kampfjahren, die auch heute immer wieder aufgelegt und übersetzt wird, trägt nicht von ungefähr den Titel *Geschichte und Dogma*.

Die Frage nach der Geschichtlichkeit wurde im katholischen Raum ausgelöst durch die Ergebnisse der intensiven historischen Forschungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Durch die Wiederentdeckung der Geisteswelt des Mittelalters durch Kardinal Franziskus Ehrle, Arthur Landgraf, Martin Grabmann, Étienne Gilson, Marie-Dominique Chenu und nicht wenige andere. Dazu kam, etwa gleichzeitig, die Auseinandersetzung mit der historisch-kritischen Methode der Bibelauslegung. Für die katholischen Exegeten galt sie lange Zeit als tabu. Einen Durchbruch schaffte dann der Dominikaner P. Marie-Joseph Lagrange, seinerzeit gemassregelt, während wir jetzt auf seine Seligsprechung warten. Einen dritten Schritt bildete, etwas später, die Wiederentdeckung der Vätertheologie mit ihrem ganzen Reichtum und in ihrer ganzen Breite, was zu der so genannten *Nouvelle Théologie* führte. Parallel zu diesen «Neuerungen» lief die Entdeckung der verschiedenen geschichtlichen Ausformungen der römischen Liturgie, für die